

1

„Sie werden sterben.“

Helrund stieß seinen Fuß auf den Boden der Wehrmauer und eine kleine Wolke Sand wirbelte auf. Sein Nebenmann, der stämmige Palwin, folgte seinem Blick und lächelte schwach.

„Dafür reichen unsere Lanzen und Schwerter nicht aus.“

„Ich meine nicht die Barbaren, guter Herr Palwin.“ Helrund seufzte und musterte den riesigen Wald, der sich wie ein Gürtel um die Stadt Tarsilan herumzog. „Ich meine die Bäume. Der Sand wird sie ersticken und töten.“

„So wie die Barbaren uns töten werden“, stimmte Palwin zu. Der stämmige Pferdeldord blinzelte, als Sand vom Wind heran getrieben wurde und in seinen Augen brannte. Instinktiv legte er die lange Stoßlanze in die Armbeuge, wischte über das Gesicht und stieß ein grimmiges Knurren aus. „Sie sind ebenso zahlreich, wie der Sand, mit dem sie gekommen sind.“

Noch immer war der Wald gewaltig. Seine Stämme waren riesig und die zahllosen Blätter schimmerten in den verschiedensten Grüntönen. Aber die Veränderung war nicht zu übersehen. Wo einst Moose und Wildblumen den Boden beherrscht hatten, schob sich nun ein Meer von Sand zwischen den Bäumen hervor. Immer weiter und unaufhaltsam und bald würde der Sand die Stadt erreichen. Er würde den Wald ersticken und irgendwann auch die Stadt bedecken. Der Sand kam vom Norden und er verursachte nicht die einzige Bewegung unter den Bäumen, denn der Sand und das Sandvolk gehörten zusammen.

Als lief eine Welle aus dem Wald auf die Mauer Tarsilans zu, huschten Menschen zwischen den Stämmen hindurch, sammelten sich am Rand des sterbenden Waldes. Welle auf Welle, die zu einer gewaltigen Woge heranwuchs, die schon bald über die Stadt und ihre Menschen hereinbrechen und sie verschlingen würde.

„Wir werden die Mauer nicht lange halten können.“ Helrund blickte die Mauerkrone entlang.

„Nein, nicht lange.“ Palwin spuckte aus und sein Speichel mischte sich mit dem verfluchten Sand. „Wir werden sie aufgeben und uns zurückziehen müssen. Doch bevor dies geschieht, werden wir unsere Lanzen in die Leiber der verfluchten Barbaren senken. Mögen die finsternen Abgründe den Sand und seine Krieger verschlingen.“

Die Wehrmauer umgab die konzentrischen Ringe der Häuser Tarsilans und wirkte mächtig und unbezwingbar, aber es gab einfach zu wenige Verteidiger, welche die Stadt aufbieten konnte. In viel zu großen Abständen standen die Männer hinter den Zinnen. Die meisten trugen die grünen Umhänge der Pferdeldords, aber einige die braunen Umhänge der einfachen Stadtbewohner. Auch neben Helrund und Palwin stand ein solcher Mann und die beiden

Pferdelords waren sich in der Ablehnung des Mannes einig. Es lag nicht einmal an dem Mann selbst, denn immerhin war er ein Mann des Pferdevolkes, auch wenn er kein Pferdelord war. Doch in seinen Händen hielt er Waffen, welche die beiden erfahrenen Kämpfer zutiefst verabscheuten.

„Es ist nicht Recht, dem Feind mit Pfeil und Bogen zu begegnen“, brummte Palwin. „Es bringt keine Ehre. Man muss ihm im Sattel begegnen, die Lanze mit festem Stoß in seinen Leib senken. Von Angesicht zu Angesicht.“ Er spuckte erneut aus. „Ihn aus der Ferne mit dem Pfeil zu schlachten, das hat keine Ehre.“

Der Mann in dem braunen Umhang erwiderte Palwins Blick und verzog das Gesicht. „Ihr werdet Euch bald schon wünschen, es gäbe mehr von meiner Art auf der Mauer, guter Herr Pferdelord.“

Palwin stieß ein obszön klingendes Geräusch aus. „Den Pfeil in einen Pelzbeißer oder eine Raubkrallen zu senken, das ist Euer Handwerk, Herr Jäger. Aber einen Krieger aus der Ferne zu morden, das hat keine Ehre. Nein, die hat es nicht.“

„Sagt das den Barbaren des Sandvolkes, Herr Pferdelord“, erwiderte der Jäger wütend. „Auch sie töten aus der Ferne. Ihr kennt ihre merkwürdigen Rohre, die sie an den Mund halten und mit denen sie die scharfen Stacheln verschießen. Schon mancher Pferdelord wurde von ihnen vom Pferd gefällt.“

„Es hat keine Ehre“, knurrte Palwin.

Helrund legte seine Hand beschwichtigend auf die Schulter seines Kampfgefährten. „Streitet nicht. An diesem Zehnteltag stehen wir vereint, Schulter an Schulter. Ich gebe Euch Recht, mein guter Herr Palwin, es wäre ehrenhafter, dem Feind auf dem Rücken unserer Pferde zu begegnen, die Stoßlanze fest in der Hand. Aber selbst der König sagt, eines Tages würden sogar die Pferdelords mit Pfeil und Bogen kämpfen.“

„Niemals“, erwiderte Palwin entschieden. „Kein wahrer Pferdelord würde solche Waffen verwenden, um den Feind so ehrlos zu schlachten.“

„Ehre, Ehre“, zischte der Jäger. „So war ich Otan aus dem Grüntalweiler bin, wo war die Ehre, als die Barbaren in unser Land einfielen, unsere Weiler brannten und Frauen und Kinder abschlachteten? Ich bin ein guter Jäger, ihr Herren Pferdelords, und so lange Kraft in meinen Armen und ein Köcher in meinem Pfeil ist, werde ich ihre Spitzen in die Leiber der Mörder senken.“

Helrund nickte und lächelte versöhnlich. „Wohl gesprochen, guter Herr Otan.“ Er klopfte Palwin auf die Schulter. „Und er hat Recht, mein Freund, wir werden bald wünschen, mehr gute Herren Jäger auf der Mauer zu haben, die den fliegenden Tod auf den Feind lösen

können.“

„Dennoch sollten wir dem Feind gebührend begegnen. Auf dem Rücken der Pferde und mit eingelegter Lanze.“ Palwin grinste. „So, wie wir uns das erste Mal begegneten, Helrund, mein Freund.“

Helrund erwiderte das Lächeln. „Ich kann mich noch gut daran erinnern, guter Herr Palwin. Der Kampf um die Herde des Grausteinweilers, bei dem Ihr mir eure Lanze in die Schulter rammtet. Ein guter Stoß, noch immer schmerzt die Narbe, wenn das Wetter umschlägt.“

„Heute wird mein Schild Euch decken, guter Herr Helrund.“ Palwin schüttelte die Stoßlanze in seiner Hand. „Und mein Stahl wird den Feind von der Mauer stoßen.“

„Wir haben dem Feind nicht viel Stahl zu bieten“, seufzte Helrund. „Die Hälfte der Wache des Königs und die Menschen der Weiler sind auf dem Weg zur Grenze, um eine neue Heimat zu finden. Unsere Reihen sind dünn besetzt.“ Er zuckte die Schultern. „Immerhin stehen wir Seite an Seite, alter Freund und sind nun geeint.“ Helrund blickte über die Mauer auf die sich sammelnden Barbaren des Sandvolkes. „Immerhin etwas Gutes, dass wir den Barbaren zu verdanken haben.“

Noch vor wenigen Jahreswenden waren die Clans des Pferdevolkes verstreut gewesen und kämpften untereinander um Herden und Weidegründe. Als die Barbaren des Sandvolkes aus dem Norden erschienen, waren die einzelnen Weiler des Pferdevolks eine leichte Beute und wurden einfach überrannt. Doch in der Zeit der höchsten Not, als alles verloren schien, war ein Mann aufgetaucht.

Wer ihn von Ferne sah, war wenig beeindruckt, denn der Mann wirkte schwächling und unscheinbar, aber aus der Nähe erkannte man das Feuer, das in seinen Augen brannte. Mit Überredungskunst und Waffengewalt einte er die Clans und wurde der erste König des Pferdevolkes. Fast schien es, als könne ihre vereinte Kraft den Barbaren widerstehen, aber es gab zu viele von ihnen und viele tapfere Pferdelords fielen unter ihren Stachelpfeilen, bevor sie dem Feind zu Angesicht gegenüberstanden.

Noch bot das Pferdevolk dem Gegner die Stirn, aber es war abzusehen, dass dies nicht mehr lange geschehen konnte. Es war erneut der König, der einen Ausweg fand und Tarsilan war der Weg, ihn zu beschreiten. Aber um das Überleben des Pferdevolkes zu ermöglichen, mussten Tarsilan und seine Menschen sterben.

„Sie müssten die Grenze in einem Zehntag erreichen“, murmelte Helrund und blickte automatisch nach Osten. „Dann sind sie der Gefahr entkommen.“

„Sie werden neuen Gefahren begegnen“, stellte Palwin trocken fest.

„Die Bedeckung ist stark. Zweitausend Lanzen der Wache des Königs und die Männer der

Weiler, die zu kämpfen verstehen. Sie werden die Frauen und Kinder schützen und unserem Volk eine neue Heimat erschaffen.“ Helrund lächelte. „Und sie sind schnell, denn sie haben alle Pferde bei sich.“

„Die Herden und Wagen werden sie aufhalten.“

Helrund nickte. „So wie unsere Lanzen und Schilde die Barbaren an Tarsilans Mauer aufhalten werden.“

Es war dem Pferdevolk nicht leicht gefallen, den Befehl des Königs zu befolgen und die alte Heimat mit ihren fruchtbaren Weiden und riesigen Wäldern zu verlassen. Aber Sand und Barbaren rückten gleichermaßen vor und das Ende war abzusehen. Nun würden die Menschen des Pferdevolkes im Osten eine neue Heimat suchen, während die Verteidiger Tarsilans den Feind aufhielten und den Flüchtenden Zeit verschafften.

Unten, im Zentrum der Stadt, ertönte ein Horn, dessen Signal von anderen aufgegriffen wurde. Es rief die Verteidiger zu den Waffen, doch wer eine solche trug, war längst auf der Mauer.

„Sie kommen“, brummte Palwin. „Der Ring um die Stadt ist nun geschlossen und jetzt greifen sie an. Wir werden nicht lange standhalten können.“

Helrund löste seine Hand von der Schulter des Freundes und fasste Lanze und Schild fester.

„Angst vor dem Ritt zu den Goldenen Wolken, alter Freund?“

Was eine Beleidigung für einen wahren Pferdelord hätte sein können, löste in Palwin nur ein leises Lachen aus. „Es wird ein wahrhaft ruhmreicher Ritt werden, alter Freund. Die Barbaren werden ihn noch lange in Erinnerung behalten.“

„Das werden sie.“ Hinter ihnen, an einem anderen Mauerabschnitt entbrannte bereits Kampflärm und nun setzten sich auch die Barbaren am Waldrang gegenüber von Palwin, Helrund und dem Jäger Otan in Bewegung. Helrund spuckte aus, befeuchtete seine trockenen Lippen. „Wir müssen so viele von ihnen, wie möglich, töten. Jeder Stoß gibt unserem Volk Zeit, die neue Heimat zu finden.“

Otan stieß einen warnenden Ruf aus und die beiden Pferdelords hoben instinktiv ihre grünen Rundschilde. Mit leisem Pochen schlugen Stachelpfeile in das Holz. Otan spannte die Sehne seines Jagdbogens, begann seine Pfeile zu lösen. Es war ein eher einseitiges Duell zwischen den wenigen Jägern auf Tarsilans Mauer und den Barbaren, die sie berannten. Jeder Pfeil schien von Hunderten von scharfen Stacheln beantwortet zu werden und Helrund und Palwin mühten sich redlich, den fluchenden Jäger zu decken, der damit beschäftigt war, seine Pfeile in schneller Folge auf den Feind zu schießen. Einige wenige Barbaren stürzten, aber sie drangen unaufhaltsam vor und schließlich stieß Otan einen leisen Schrei aus und kippte

hintenüber.

Helrund sah einen Stachelpfeil aus dem Auge des Jägers ragen, bevor dieser haltlos von der Mauer stürzte. Er sah seinen Kampfgefährten Palwin grimmig an und lauschte dem Schaben und Kratzen unter ihnen an der Mauer. „Nun werden sie über die Mauer kommen. Sie legen die Leitern an. Nun werden wir dem Tod ins Auge sehen, alter Freund.“

Palwin lächelte. „Und sie unserem Stahl, alter Freund. Mögen die Legenden noch lange unseren Ritt zu den Goldenen Wolken besingen.“

Die beiden Pferd Lords standen geduckt auf der Mauer und als die ersten Barbaren zwischen den Zinnen erschienen, zuckten ihre Lanzen vor und stießen die Angreifer in den Tod. Die geübten Augen und Reflexe der beiden Kämpfer bestimmten ihre Handlungen. Sich gegenseitig mit den Schilden deckend, töteten sie jeden, der sich vor ihnen zeigte. Keiner der Barbaren gelangte auf die Mauer.

Aber rechts und links der beiden Kämpfer gab es viele ungedeckte Zinnen und die ersten Krieger des Sandvolkes sprangen auf den Wehrgang, sprangen schreiend und mit erhobenen Schädelkeulen auf die beiden Pferd Lords zu. Rücken an Rücken stellten sich Helrund und Palwin zum letzten Kampf.

Unten in der Stadt bliesen erneut die Hörner, riefen die Verteidiger von der Mauer zurück in die Stadt. In ihrem Zentrum, wo sich der neue Königspalast erhob, würde der erste König des Pferdevolkes sich mit der Hälfte seiner königlichen Wache zum letzten Kampf stellen. Unter seinem Banner würden sie dort sterben, aber ihr Tod würde das Überleben des Volkes sichern. Mit dem König würden auch die letzten Verteidiger fallen und der Tod würde auch jene Frauen und Kinder ereilen, die in Tarsilan geblieben waren und lieber mit ihren Männern und ihrer Stadt sterben wollten.

Helrund und Palwin erlebten diesen letzten Kampf nicht. Die erdrückende Übermacht der Barbaren überwältigte sie und, als sei dies ein Symbol für die vor kurzem erfolgte Vereinigung des Pferdevolkes, vermischte sich das Blut der toten Pferd Lords auf der Mauer Tarsilans.

Nur an wenigen Stellen der Mauer wurde noch gekämpft und nur wenige Verteidiger schafften es, sich zum Zentrum und zum Königspalast zurückzuziehen. Sie zogen sich langsam und kämpfend zurück, ließen den Feind dicht folgen. Auf dem großen Platz, auf dem sich der Palast erhob, stellten sie sich unter dem Banner des Königs und die Vorhut des Feindes drang triumphierend auf sie ein.

Nochmals zeigte sich die Kraft des Pferdevolkes, als aus den Häusern im Rücken des Feindes eine kleine Schar Kämpfer hervorbrach, begleitet von den Frauen, die sich nicht nur darauf

verstanden, Wunden zu heilen, sondern sie auch einem Feind zuzufügen. Männer wie Frauen starben, die letzten zogen sich in den Palast zurück.

Irgendwann erstarb der Kampfärm und Stille senkte sich über die Stadt Tarsilan. Die Krieger des Sandvolkes hatten gesiegt, aber einen hohen Preis dafür bezahlt. Sie hatten keine Zeit, die Toten zu beklagen, ehrten sie gemäß ihrer Tradition und wandten sich dann hastig nach Osten. Dorthin waren die Menschen des Pferdevolkes geflohen. Man konnte sie nicht entkommen lassen, denn die Menschen mit den Pferden konnten sich vielleicht erholen und eines Tages Vergeltung suchen. Also würde man ihnen folgen und auch die letzten Schädel nehmen.

Die Krieger des Sandvolkes nahmen den schnellen Schritt auf, der typisch für ihre Clans war, entschlossen, die Menschen des Pferdevolkes noch an der Grenze einzuholen. Die Menschen flohen mit ihren Kindern, alten und kranken Menschen, führten ihre Herden und das notwendigste Hab und Gut mit sich. Sie würden langsam sein, trotz all der Pferde, die sie dabei hatten. Der Führer der Clans wussten, dass die Fliehenden von den letzten Männern der königlichen Wache begleitet wurden. Nicht viele. Nur Zweitausend Lanzen.

Der Führer des Sandvolkes behielt Recht. Sie holten die Fliehenden an der Grenze ein und die Pferdelords hatten nicht mehr als Zweitausend Lanzen. Aber diese Pferdelords waren beritten. Hinter den Barbaren blieb die tote Stadt Tarsilan zurück. Der Sand begrub die Wälder unter sich und auch die Stadt, bedeckte gnädig den Ort des Todes, um ihn eines Tages wieder freizugeben.

2

Es war ein sanfter und warmer Wind, kaum mehr als ein Hauch und er strich unmerklich von Westen nach Osten. Ein Hauch, der nicht ahnen ließ, zu welchem Sturm er anwachsen und welche Gewalt er bringen konnte. Der Wind bewegte die langen Umhänge, welche die Schultern der Reiter bedeckten. Grüne Umhänge, deren Farben schon lange verblichen waren. Die Reiter standen in langen Reihen und es waren viele Reihen, hintereinander gestaffelt. Jeder der Reiter sah nach Osten, dorthin, wo sich steile Gebirgszüge erhoben. Dort lag die neue Heimat des Pferdevolkes, in den großen Ebenen, geschützt von den mächtigen Bergen. Zweitausend Reiter sahen der neuen Heimat entgegen, doch keiner von ihnen würde sie je erreichen.

Die ausgebleichenen Umhänge waren verschlissen und verfallen, so wie das Fleisch der Reiter und ihrer Pferde längst verfallen war. Hölzerne Stützen hielten Mann und Ross aufrecht, vermittelten den Eindruck von Leben, wo schon so viele Jahre kein Leben mehr war.

Der Wind ließ Rüstungsteile und Knochen aneinander schlagen, rief ein leises klappern hervor, als pochten die Hufe der Pferde noch über den Sand, als schlugen die Reiter kampfeswillig die Waffen gegen ihre grünen Rundschilde. Der Wind und der Sand des Dünenlandes forderten ihren Tribut. Sie hatten Knochen von Sehnen gelöst und zwischen den Reihen der Reiter lag ausgebleichtes Gebein. Es wurde von Sand bedeckt, den der Wind heran trug, und vom nächsten Wind wieder freigelegt.

Die Toten trugen ihre Helme, an denen die Reste stolzer Rosshaarschweife zu erkennen waren. Aber die Helme bedeckten keine Köpfe, steckten auf kurzen Stangen, denn jene, die das Leben der Reiter einst nahmen, hatten den Toten auch die Schädel genommen, als Zeichen des Triumphes über die Männer mit den grünen Umhängen.

Die Toten waren Pferdelords und sie waren einst die Wache des Ersten Königs gewesen. Sie hatten die Grenzen des Pferdevolkes bewacht und das Volk beschützt. Nun hatte ihr Volk eine andere Heimat gefunden, aber die tote Wache des Königs hielt noch immer die alte Grenze.

3

Die alten Lieder wussten zu berichten, dass die Menschen des Sandes einst in festen Städten gelebt hatten. Städten mit Häusern und Mauern aus Stein. Aber es waren sehr alte Lieder und kaum jemand vom Sandvolk konnte sich vorstellen, dass es je so gewesen sein sollte. Seit Urzeiten schon waren die Heimstätten des Sandvolkes beweglich. Bereit, dem Wüstenwind zu trotzen und dem Sturm zu weichen. Die Städte des Volkes hatten keine Häuser und keine Mauern und sie hatten auch keine Namen. Sie waren die Heimstätten und so nannte man sie nach den Clans, die sie bewohnten. Die Heimstatt des Nagerclans war typisch für die Zeltstädte des Nomadenvolkes.

Das erste, was man von einer Heimstatt sah, waren die hohen Aussichtsplattformen, die sich auf einem geschälten Pfahl erhoben. Hohen und starken Pfählen, die man aus Bäumen gewonnen hatte und jeder dieser Pfähle war mit Blut bezahlt worden, denn im Land des Sandvolkes gab es keine Bäume und schon gar keine Wälder. Man musste das kostbare Holz aus den Ländern anderer Völker holen. Aber das Volk hatte nicht viel, mit dem sich handeln ließ und es brauchte die Stämme. So nahm es sich, was es brauchte. Manchmal gelang dies ohne Blutvergießen, manchmal brachte es Schädel mit, manchmal ließ es welche zurück. So wurden die hohen Pfähle sorgsam gepflegt und mit den Zeichen der Krieger versehen, die für sie gekämpft hatten.

Es mussten hohe und starke Pfähle sein und es durfte nicht mehr als ein einziger Pfahl pro Plattform errichtet werden, denn die Aussichtsplattformen dienten nicht nur dem Ausblick

über das Land. Natürlich nutzte man die Möglichkeit, die Annäherung eines möglichen Gegners zu entdecken, doch der Feind, gegen den sich die Plattformen richteten, bewegte sich nicht auf der Erde, sondern darunter.

Sandwürmer sahen nicht besonders gut und das brauchten sie auch nicht, denn sie bewegten sich im Wüstensand, tief unter der Oberfläche und sie kamen nur nach oben, wenn sie etwas fressbares entdeckten. Sie spürten Vibrationen im Boden über große Entfernungen, daher nahm man nur einen einzigen Pfahl für die Plattformen und um ihn zu errichten, musste man tief graben und ihn mit unregelmäßigen Schlägen feststampfen. Ein Mitglied des Sandvolkes lernte früh, seine Füße in ungleichmäßigem Rhythmus auf den Boden zu setzen, denn ein gleichmäßiger Klang, der sich im Boden fortpflanzte, rief rasch das hungrige Maul eines Sandwurms herbei.

Auch die Sandwürmer riefen Vibrationen hervor, wenn sie sich unter der Oberfläche durchwühlten. Deshalb gab es die hohen Plattformen und sie standen viele Längen vor der Heimstatt. Auf den Plattformen erhoben sich metallene Stangen mit dünnen Metallplatten und wenn ein Sandwurm in der Nähe war, begannen die Metallplatten zu schwingen und zu klirren. Das gab der Heimstatt die Zeit, sich auf den Wurm vorzubereiten.

Es gab nicht viel, was ein Mitglied des Sandvolkes gegen einen Sandwurm einsetzen konnte. Die Schnelligkeit seiner Füße und das Gift des Sandstechers, aber dieses Gift musste eine bestimmte Stelle im gewaltigen Maul des Wurms erreichen. Es war nicht leicht, einen vergifteten Pfeilstachel in diese Stelle zu treiben. So versuchte das Sandvolk, rechtzeitig vor dem Wurm zu weichen und seine Aufmerksamkeit gar nicht erst zu erregen.

Der Sandwurm verfügte auch über die Möglichkeit, eine Wärmequelle an der Oberfläche zu fühlen und so entfachte kein Mensch des Sandvolkes ein Feuer direkt am Boden. Aus diesem Grund erhoben sich auch die Häuser des Sandvolkes auf Pfählen über der Wüste. Dieses Holz war nicht mit so viel Blut bezahlt, denn diese Pfähle konnten kürzer sein und für die Bodenplattformen der Häuser genügten sorgsam gebundene Knüppelhölzer. Die Feuer wurden stets klein gehalten. Man konnte nicht auf sie verzichten, denn man musste Kochen und brauchte in der eisigen Wüstennacht eine Wärmequelle. Als Brennstoff dienten die reichlich vorhandenen und schnell nachwachsenden Stachelpflanzen.

Die Aussichtsplattformen waren das erste sichtbare Zeichen einer Heimstatt, so wie der Lärm ihrer Bewohner schon von weitem der hörbare Hinweis war, dass hier Menschen existierten. Sie lebten in den auf Pfahlplattformen errichteten Zelten, die alle die Form einer Halbkugel hatten.

Die Zelte bestanden aus Fasern der Stachelpflanzen, welche die Frauen zuschnitten, sorgfältig

weich kauten und dann zu dicken Strängen flochten. Die daraus errichteten Zelte waren überraschend dicht und schützten vor Wind und Sand, wenn man den Eingang sorgsam mit einem Fell oder einer Lederhaut bedeckte. Das Wasser eines Regensturms ließ die getrockneten Pflanzenfasern unglaublich schnell aufquellen, so dass sie das Zeltdach zuverlässig abdichteten. In der Mitte jedes Hauszeltes erhob sich eine Steinplatte, auf der gekocht und mit der geheizt wurde und über ihr befand sich ein Loch im Zeltdach, durch die Rauch und Gerüche abziehen konnten. Manchmal gab es starken Regen, der die Feuer löschte, doch kein Mensch des Sandvolkes war hierüber erbost, denn es gab nur selten Regen und er war ihnen wertvoll.

Der Regen brachte viel mehr Wasser als die Stachelpflanzen. Das Sandvolk sammelte sein Wasser in gebrannten Gefäßen und trat oft unbedeckt aus seinen Pfahlzelten, um die seltene Erfrischung zu genießen. Mitunter schwoll der Regen zum Regensturm an und sein Wasser wurde zur Gefahr. Dann schlugen die Tropfen mit großer Wucht vom Himmel herunter und der trockene Boden konnte ihn nicht schnell genug aufnehmen. Pfützen bildeten sich, wuchsen zusammen und wurden zur Gefahr, wenn man nicht rechtzeitig die hohen Pfahlzelte erreichte.

Die Pfahlbauten standen in konzentrischen Kreisen. Die äußeren Ringe waren den Zelten der Krieger vorbehalten, gefolgt von den Zelten der Nicht-Krieger. Die Eingänge wiesen nach außen, so dass ein Angreifer notfalls vom Zelt aus bekämpft werden konnte. Der innere Zeltring war den Frauen und Kindern vorbehalten, die so am besten geschützt waren. Auch die gebundenen Männer und Frauen mussten sich der Tradition und Notwendigkeit fügen. Wenn sie den Drang verspürten, einander zu bedecken, so geschah dies im abgetrennten Bereich eines Frauenzeltes. Nicht selten gaben die zuhörenden Frauen später ihre Kommentare und nicht jeder Krieger war hierüber glücklich.

In der Mitte der Heimstatt stand das Schädelhaus. Es wurde von einem Gewirr von Pfählen gestützt, denn es war ein großes Haus, in dem der Kriegerrat zusammentrat und die Trophäen der Streifzüge aufbewahrt wurden. Die Eingänge wiesen in die vier Himmelsrichtungen und die Zwischenräume waren mit den genommenen Schädeln gefüllt. Viele Krieger traten im Rat zusammen und es gab viele genommene Schädel und so erhob sich die Kuppel des Schädelhauses weit über die anderen Pfahlzelte hinweg.

Musste die Heimstatt verlegt werden, so wurden Pfahlzelte und Inventar auf Schleppen aus Stachelpflanzenfasern verstaut und die Frauen zogen die Schleppen, während die Kinder um sie herum tollten und die Krieger sie beschützten.

Obgleich Holz und Stachelpflanzen die Bausubstanz der Heimstatt waren, wirkte sie

keineswegs farblos. Die Frauen nutzten die farbigen Mineralien, die sie im Sand oder Stein fanden, zerdrückten sie und mischten sie mit Wasser zu einem Brei, mit dem sie Holz oder Fasern färbten. So zeigte sich eine Heimstatt in verschiedenen Rot- Braun- und Grüntönen und dies spiegelte sich auch in der Kleidung der Menschen wieder. Gelbe Färbung hingegen war selten und blieb den Clanführern und den schädelreichsten Kriegern vorbehalten.

Je näher man dem Zentrum der Heimstatt kam, desto intensiver wurde der Lärm, den schwatzende Frauen und spielende Kinder hervorriefen. Natürlich trugen auch die Krieger hierzu bei, aber sie bezeichneten ihr Schwatzen würdevoll als Erfahrungsaustausch. Dazwischen mischten sich das Grunzen der Sandschnüffler und die zahlreichen Geräusche der täglichen Verrichtungen.

Die Frauen waren es, die unter dem Schutz einzelner Krieger in die Felder der Stachelpflanzen gingen, mit ihren dicken Lederhandschuhen und Langmessern die Stacheln brachen und die Pflanzen fällten, um sie in die Heimstatt zu bringen. Die Krieger beteiligten sich an der Arbeit, indem sie aufmerksam über die Umgebung spähten, gelegentlich etwas Pflanzenfleisch naschten und die Stacheln begutachteten, welche von ihnen sich als Stachelpfeil eignen würden.

Die Kinder kümmerten sich um die Sandschnüffler. Sie hörten dem Grunzen und Quieken der haarlosen Geschöpfe zu, die mit ihren Schnauzen schnüffelten und den Sand nach Insekten durchwühlten. Gelegentlich wurde das Quieken noch lauter, wenn eines der Kinder an einem der seltsam geringelten Schwänze der Sandschnüffler zerrte. Die Sandschnüffler waren klein, lebhaft und der Fleischlieferant des Sandvolkes, wenn man von gelegentlich erlegten Fleckbeißern absah. Sie waren genügsam und vermehrten sich rasch.

Auch die Fleckbeißer waren genügsam und vermehrten sich rasch. Es war nicht leicht, einen von ihnen zu erlegen. Obwohl nur halb so groß wie ein ausgewachsener Krieger, war der Fleckbeißer ein wehrhaftes und schnelles Tier. Die Schultern seiner Vorderläufer waren deutlich höher als das Becken seiner Hinterläufe, was dem Räuber immer das Aussehen gab, als würde er sich nicht zwischen Sitzen und Stehen entscheiden können. Doch das täuschte, denn er war unglaublich schnell und der lang gestreckte Schädel mit den großen Fangzähnen machte ihn zu einem gefährlichen Gegner. Zudem jagte der Fleckbeißer im Rudel und ein Krieger konnte sicher sein, dass er, wenn er einen Fleckbeißer sah, gleich einem Dutzend der Biester begegnen würde. Ein einzelner Jäger hatte nur dann eine Chance, wenn er auf ein altes Tier stieß, das von seinem Rudel ausgestoßen worden war. Dann kam es auf Schnelligkeit an, wer wessen Fleisch genoss. Das Fleisch war der Fleckbeißer war zäh und sehnig, aber dennoch eine willkommene Abwechslung zu dem der Sandschnüffler, denn es hatte einen

eigenen, sehr scharfen Geschmack.

Heglen-Tur war ein Jäger, aber noch kein Krieger und es war ihm noch verwehrt, sich Heglen-Turik zu nennen. Er hatte noch keinen Schädel vom Feind genommen und das betrückte den jungen Mann. Ein genommener Schädel brachte Ehre und das Recht, eine Frau zu besteigen und so sehnte Heglen-Tur den Tag herbei, an dem er Ruhm und Besteigungsrecht erhalten würde.

Heglen-Tur war nun fünfzehn Sommersonnen alt und seine Bewährung als Krieger stand endlich bevor. Der Rat der Clankrieger würde heute darüber befinden, wann Heglen-Tur seinen ersten Schädel nehmen durfte und dazu musste er die erfahrenen Krieger auf einen Streifzug begleiten. Einer jener Streifzüge, die nach Norden, Nordosten oder Osten führten und jede der Himmelsrichtungen bot eigene Gefahren. Gefahren, die zugleich die Möglichkeit der Schädelnahme und des Ruhmes brachten. Eigentlich wurden die Streifzüge unternommen, um das kostbare Holz zu erlangen. Heglen-Tur empfand das nehmen eines Schädels als weit verlockender. Allerdings würde sich niemand freiwillig seinen Schädel lösen lassen.

Im Norden befanden sich die ausgedehnten Waldgebiete des elfischen Volkes und Heglen-Tur hoffte insgeheim, sein erster Streifzug werde nicht zu ihnen führen, denn die Elfen waren ausgezeichnete Kämpfer und tödliche Bogenschützen. Erfolgversprechender war der Zug nach Nordosten, über einen der schmalen Gebirgspfade in das Land der Zwerge hinein. Sie lebten dort in ihren unterirdischen Städten. Auch die Zwerge konnten kämpfen, aber sie bevorzugten Äxte zum schlagen und waren nicht gut zu Fuß, ein angenehmes Ziel für die viel weiter tragenden Pfeilrohre des Sandvolkes.

Es war nicht so, dass das Sandvolk einem guten Kampf aus dem Weg gegangen wäre. Aber es brauchte viele Sonnenjahre, einen Krieger heranzuziehen und nur wenige Augenblicke, ihn zu töten. In der Wüste wurde nichts verschwendet, schon gar nicht das Leben eines Mitgliedes des Sandvolkes.

Im Osten führte der Weg in die Westmark des Pferdevolkes. Jenes Reitervolkes, welches das Sandvolk einst aus seiner Heimat vertrieben hatte. In einem langen und blutigen Kampf, der viele Leben gekostet und viele Schädel gebracht hatte. Noch immer gab es im Dünenland die Überreste der alten Siedlungen, die vom Sand bedeckt und wieder freigelegt wurden und das Sandvolk ehrte die Toten des Pferdevolkes, indem es seine Schädel bewahrte und die alten Orte nicht betrat.

Das Pferdevolk hatte einst gut und tapfer gekämpft und den letzten Kampf hatte es an der Grenze geboten, wo die Wache ihres Königs die Flucht der anderen Menschenwesen geschützt hatte. Ein guter Kampf, wie es in den Liedern besungen wurde und das Sandvolk

ehrte die besondere Tapferkeit der Wache des Königs, indem sie die Toten an der Grenze wachen ließ. Jeder junge Krieger hatte die Ehre und Pflicht, die Toten des Pferdevolkes zu ehren und ihre Überbleibsel zu pflegen, so weit die Wüste dies zuließ.

Man ehrte die eigenen und fremden Toten, indem man ihre Leiber an jenen Orten beließ, wo ihr Blut ein letztes Mal den Sand der Wüste bedeckt hatte. Nur die Schädel löste man als Trophäe, wenn der Gegner ehrenhaft gekämpft hatte. Ihre Waffen und Rüstungen beließ man ihnen, so kostbar das Metall auch war, denn es wäre nicht ehrenhaft gewesen, es von den Toten zu rauben. So verrotteten die Überbleibsel eines Kampfes im Wüstensand, wurden von ihm bedeckt und wieder freigelegt. Einmal im Jahr, wenn die Nacht am längsten währte, tranken die Krieger im Schädelhaus gegorenen Pflanzensaft auf die Ehre der eigenen und genommenen Schädel. Mancher von ihnen hatte am folgenden Tag das Gefühl, sein eigener Schädel sei gelöst worden.

Die Lieder besangen die Kraft der Pferdemenchen, die einst bezwungen worden waren und die Kraft der Krieger, welche dies erreichten. Um die Toten des Pferdevolkes zu ehren, welche den letzten Kampf gefochten hatten, erinnerte man sich ihrer auf eine besondere Weise. Ihre Leiber hatte man nicht einfach liegen lassen, sondern sie in mühevoller Arbeit aufgerichtet. Nun konnten sie nach Osten blicken, dorthin, wohin ihr Volk gewichen war, dessen Leben sie mit ihrem Tod geschützt hatten.

Das Sandvolk nannte sie die Tote Wache und es hatte Opfer gekostet, sie zu ehren. Bis das Fleisch verfallen war, hatten das verrottende Gewebe und der Gestank ganze Rudel der Fleckbeißer angelockt. Das Sandvolk hatte eigene Leben geopfert, um die Toten zu ehren. Inzwischen war dies viel leichter, als vor vielen Jahren, denn nun gab es kein Fleisch mehr, das die Fleckbeißer angelockt hätte.

Heglen-Tur trug die typische Tracht der Männer des Sandvolkes. Knochen und die Fasern der Stachelpflanze bildeten den Grundstoff seiner Kleidung. Ein ärmelloses Hemd aus gut durchgekauten Pflanzenfasern, das Heglen-Tur darin bestärkte, bald ein Weib besteigen zu dürfen. Als Jungmann musste er den Rohstoff selbst bearbeiten und erst als gebundener Krieger würde er ein Weib haben, das die unangenehme Aufgabe weit sorgfältiger durchführen würde. Das Hemd war nicht richtig weich und anschmiegsam, es kratzte, aber Heglen-Tur ertrug dies mit stoischer Miene. Er wollte sich vor den Frauen und Mädchen des Clans keine Blöße geben. Das Hemd reichte bis über das Gesäß und ließ die Beine frei. Durch den Speichel des Kauens waren die Fasern ausgebleichen und das Hemd hatte die Farbe des Sandes, was eine gute Tarnung war.

Zu dem kragenlosen Hemd trug Heglen-Tur den selbst gefertigten Brustpanzer aus Knochen.

Meist benutzte man die leicht erhältlichen Knochen der Sandwühler, aus denen sich ein passabler Panzer fertigen ließ. Die Knochen wurden durch geflochtene Pflanzenfasern miteinander verbunden und bildeten einen annehmbaren Schutz gegen die Klinge eines Schwertes oder einer Axt, wenn der Hieb nicht zu kräftig geführt wurde. Lanze und Pfeil würden ihn durchschlagen, damit musste man sich abfinden, bis man ein passendes Metallteil erhielt, das den Panzer verstärken konnte. Metall wurde jedoch unter dem Knochenpanzer getragen, denn es schimmerte verräterisch und konnte seinen Träger auf große Entfernung verraten.

Es gab einige Stellen in der Wüste, an denen sich das kostbare Erz finden ließ. Diese Stellen waren allen Clans bekannt, aber nicht immer zugänglich, denn die Wüste konnte sie bedecken. Das Gesetz der Clans schrieb vor, das genommene Erz gerecht zu teilen und wer Erz fand und sammelte, bewahrte den Anteil der anderen Heimstätten auf, bis der Rat der Clans sich traf. Während die Turikos über die Belange der Clans beschieden, tauschten die Turik das kostbare Metall. Es gab keinen Streit, denn kein Clan hätte den anderen übervorteilt. Sie hatten gelernt, im Notfall zusammenstehen zu müssen und so die Pferdemenchen bezwungen.

In jeder Heimstatt gab es das Zelt des Schmelzers. Es war besonders stabil gebaut und hatte auf seiner Plattform eine große Steinplatte. Auf ihr formte man aus Sand den Schmelzkegel und brannte ihn. Dann wurde der Kegel beheizt, das Erz von oben hinein gegeben und der Schmelzer und seine Gehilfen achteten über viele Sonnen auf die richtige Temperatur. Wenn die rechte Zeit gekommen war, zerbrach man den Kegel. Dann hatten Schlacke und Metall sich geschieden und aus dem Metall wurden die Wurmwarner, die Messer des Sandvolkes und die metallenen Brustplatten geschmiedet.

Weit wichtiger als der Schutz der Brust, war dem Sandvolk der Schutz von Bein und Fuß. An den Beinen hatte Heglen-Tur die knielangen Überzieher aus den unvermeidlichen Pflanzenfasern angelegt, die vor den Stacheln der Pflanzen schützten. Die dicken Sohlen bestanden aus der mehrfach gefalteten und vernähten Haut der Sandwühler.

Heglen-Tur trug keinen Helm. Niemand vom Sandvolk trug einen Helm. Es war unschicklich den Schädel zu bedecken und galt als Anzeichen mangelnden Mutes. Man bot dem Feind den Schädel dar, mochte er ruhig versuchen, ihn zu nehmen, die Stärke des Kriegers entschied darüber, wer wessen Trophäe nehmen mochte.

Der 15-jährige blickte schweigend zwischen den Hütten des zweiten Kreises der Heimstatt zum Zentrum hinüber. Vorbei an den Pfahlzelten der Frauen und einige von ihnen beobachteten ihn, spürten seine Ungeduld, die er zu verbergen suchte. Ein Sandwühler rannte

quiekend zu ihm, suchte Schutz vor zwei vergnügt kreischenden Kindern. Heglen-Tur ignorierte die kleineren Wesen, die um seine Beine herum tollten. Er gab sich den Eindruck von Gelassenheit, was ihm immer schwerer fiel. Kurz bevor er doch mit seinem Fuß ausholen und wenigstens den störenden Sandwühler treten wollte, rannte der Insektenfresser endlich davon, dichtauf gefolgt von den kreischenden Kindern.

Heglen-Tur spürte ein intensives Jucken zwischen den Beinen, wo einer der plagenden Sandflöhe Unterschlupf vor der Tageshitze suchte. Auch das Jucken ignorierte er mannhaft, bis sich offensichtlich ein zweiter Sandfloh zum ersten gesellte und der Reiz übermächtig wurde. Möglichst unauffällig hob Heglen-Tur sein Hemd an und kratzte sich ausgiebig zwischen den Beinen, fand einen der Flöhe und zerquetschte ihn. Errötend bemerkte er eine ältere Frau, die auf sein entblößtes Geschlecht sah und einen anerkennenden Pfiff ausstieß. Der Pfiff rief das Interesse anderer Weiber hervor und Heglen-Tur beeilte sich, seine Männlichkeit wieder zu bedecken.

Er tat, als bemerke er die Blicke und Bemerkungen der Weiber nicht, blickte erneut zum Schädelhaus hinüber, das sich im Zentrum der Heimstatt erhob. Ihm blieb nichts als warten, denn kein Jungmann näherte sich unaufgefordert dem Sitz des Kriegerrates.

Missmutig wechselte er das Pfeilrohr in die andere Hand. Es maß eine halbe Länge und war aus kostbarem Holz, außen mit Fasern der Stachelpflanze umwickelt. Eine Bohrung durchlief das Rohr und die Kraft des Atems konnte einen Stachelpfeil durch das Rohr zum Feind tragen. Ein guter und gerader Stachel und ein kräftiger Atem konnten einen Stachelpfeil über hundert Längen hinweg ins Ziel tragen. Heglen-Tur war stolz auf sein Pfeilrohr, denn er hatte es selbst gefertigt und es war gut. Auch seine Stachelpfeile waren gut. Scharf und gerade. Neben dem Pfeilrohr trug er noch die schwere Schädelkeule. Ein mit Pflanzenfasern an einen langen Oberschenkelknochen gebundener Stein, mit dem man den Schädel eines Feindes zertrümmern konnte. Aber kein guter Clankrieger würde das tun, wenn es sich vermeiden ließ. Die Keule musste den Nacken des Gegners treffen, um die Halswirbel zu zertrümmern, damit die kostbare Schädeltrophäe intakt blieb.

Einzig das gezackte Messer in Heglen-Turs aus Pflanzenfasern geflochtenem Gürtel war aus gutem Metall. Mit ihm ließen sich Tiere ausnehmen, Stachelpflanzen fällen und Hälse abschneiden. Sein Messer hatte noch keinen Hals gekostet, aber bald, hoffentlich bald, würde das der Fall sein.

Seine empfindlichen Ohren hörten ein leises Klingeln. Instinktiv wandte er sich um, blickte zum Außenring der Pfahlzelte und zwischen ihnen hindurch zu der nächsten Wachplattform. Aber der Wächter verhielt sich ruhig. Hätte er das Wühlen eines Sandwurms bemerkt oder

einer der anderen Wächter hätte Alarm gegeben, so würde er sich anders verhalten haben. Heglen-Tur entspannte sich wieder und blickte erneut voller Ungeduld zum Schädelhaus des Kriegerrates.

Endlich war Bewegung zu erkennen.

In dem Heglen-Tur zugewandten Eingang erschien die Gestalt von Bimar-Turik und der alte Krieger hob einen Arm, als er Heglen-Tur erblickte und winkte ihn heran. Heglen-Tur hatte mit angemessen würdevollen Schritten hinüber gehen wollen, aber seine Aufregung war einfach zu groß und so verfiel er in den typischen Trab des Sandvolkes, der einen Krieger rasch durch die Wüste trug. Er bemühte sich, wenigstens den richtigen Schrittwechsel vorzunehmen, damit der alte Krieger keinen Grund zur Kritik fand.

Ach, bald würde Heglen-Tur sich endlich Heglen-Turik nennen dürfen.

Der 15-jährige erreichte einen der aufragenden Pfosten, auf denen das Schädelhaus stand, schwang sich behände hinauf und blieb in ehrerbietiger Haltung vor dem Krieger Bimar-Turik stehen. Bimar-Turik war kein schöner Anblick. Sein Gesicht wies zahllose Narben auf, denn als Kind war er in eine Stachelpflanze gestürzt, die ihn übel zugerichtet hatte. Er hatte viel Spott ertragen müssen, nachdem die Wunden verheilt waren. Sie hatten hässliche Narben hinterlassen und der Spott hatte wohl dazu beigetragen, dass der Clankrieger gleichermaßen als humorlos und mutig galt. Keiner hatte mehr Schädel genommen, als Bimar-Turik, wenn man von Heldar-Turiko einmal absah, dessen Namensendung auf seinen Status als Clanchef hinwies.

„Der Turiko will dich sehen“, knurrte Bimar-Turik und musterte Heglen-Tur ironisch. „Warte einen Moment, bis du nicht mehr so schwer atmest. Hat dich der Anblick der Weiber so erregt oder der kurze Lauf so angestrengt?“

Heglen-Tur errötete ein wenig. „Mein Atem ist leicht, wie ein Sandkorn im Wind.“

Der ältere Krieger ließ seinen Blick von Kopf bis Fuß über den Jungmann gleiten. „Fehlt es dir an Respekt oder bist du nur zu dumm, um nicht zu wissen, wann du zu schweigen hast?“

Der Blick wurde kalt. „Noch hast du keinen Schädel genommen und nicht das Recht, deine Stimme einem erfahrenen Krieger gegenüber zu erheben. Und wenn du weiter so laut schnaufst, wirst du nie nahe genug an einen Feind gelangen, um einen Schädel zu erhalten.“

Heglen-Tur schwieg, denn er spürte, dass der alte Krieger ihn wohl auf die Probe stellen wollte. Bimar-Turik zupfte an Heglen-Turs Knochenpanzer und Gurt, klopfte an den Beinschutz. „Wenigstens siehst du halbwegs aus, wie ein Clankrieger der Wüstennager“, brummte er. „Also lass uns hinein gehen und schnaufe nicht so, damit der Turiko wenigstens glaubt, er habe einen künftigen Krieger vor sich.“

Der narbige Kämpfer schob den innerlich kochenden Heglen-Tur durch den Eingang in das Schädelhaus. Von der sonnenüberfluteten Hitze des Tages traten sie in den dämmerigen Schatten der riesigen Halbkugel und Heglen-Turs Augen mussten sich erst auf das seltsame Zwielflicht einstellen. Zum ersten Mal betrat er das Haus des Kriegerrates und der Anblick der vielen Schädel raubte ihm den Atem. Schädel auf Schädel war zwischen den vier Eingängen an den Wänden hoch gestapelt, so sorgsam geschichtet, dass sie sich über den Anwesenden nach innen wölbten, ohne herab zu stürzen.

Vor den Schädeln saßen die erfahrensten Krieger des Clans und blickten die Eintretenden ausdruckslos an. Aber Heglen-Tur achtete nicht auf die Kämpfer. Sein Blick galt nun einzig der imposanten Gestalt in der Mitte des Schädelhauses. Heldar-Turiko, dem Oberhaupt des Nagerclans und eine lebende Legende des Sandvolkes.

Als einziger Krieger trug der Turiko einen Helm, der seinen Kopf bedeckte. Einen hohen Helm mit golden schimmerndem Kamm und einer fein gearbeiteten Figur am Stirnschutz. Es war der Helm eines Elfen, der schon lange keine Verwendung mehr für seinen Kopfschutz hatte. Heldar-Turiko hatte Helm und Schädel in einem bemerkenswerten Kampf erfochten. Niemand würde den Mut des Turiko anzweifeln und so trug er diesen Helm als Zeichen seiner Würde.

Nicht nur der erwiesene Mut Heldar-Turikos war bemerkenswert. Auch sein Haar war es. Die Menschen des Sandvolkes hatten schwarze Haare, doch der Turiko hatte Haare, die in der Farbe der Sonne schimmerten. Haare, wie viele Menschen des Pferdevolkes sie hatten. Damals, als man das Reitervolk besiegte, hatte man einige ihrer Weiber genommen, denn die Verluste waren hoch gewesen und man brauchte neue Krieger. Einige der daraus entstandenen Kinder waren ebenso blond gewesen, wie der Turiko, doch im Laufe der Generationen waren Sonnenhaare immer seltener geworden. Es hieß, der Turiko sei der einzige Mann des Sandvolkes, der noch das Sonnenhaar besaß.

„Tritt vor, Heglen-Tur“, sagte der Clanchef. Seine Stimme war leise und doch schien sie das Schädelhaus auf seltsame Weise zu erfüllen.

Bimar-Turik stieß den Jungmann auffordernd an. „Geh schon. Und zeig deinen Respekt.“

Heglen-Tur trat rasch vor, näherte sich dem Clanchef und sank auf beide Knie nieder. Respektvoll neigte er sich vor, bot dem Turiko den ungeschützten Nacken dar. „Meine Trophäe gehört dem Turiko im Zeichen des Nagers“, sagte er heiser und bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu geben.

Heldar-Turiko nahm seine Schädelkeule und legte sie symbolisch in den Nacken des 15-jährigen. „Dein Schädel sei dir, damit du dem Clan Ehre einlegst und viele Schädel in sein

Haus bringst.“

Die Keule löste sich aus Heglen-Turs Nacken und er richtete sich auf, hielt den Blick jedoch weiter zu Boden gesenkt.

Heldar-Turiko blickte nacheinander die Männer an, die um ihn herum saßen. „Ein Jungmann will zum Krieger werden und seinen ersten Schädel lösen. Es mag an der Zeit sein, ihm diese Ehre zu erweisen. Doch bevor dies gestattet ist, brauchen wir den Beweis, dass er dieser Ehre würdig ist.“

Der Clanchef richtete den Blick auf Heglen-Tur. „Willst du Ehre erlangen, musst du auch Ehre erweisen, Heglen-Tur. Bist du bereit, diese Ehre zu erweisen?“

„Meine Trophäe gehört dem Turiko im Zeichen des Nagers“, sagte Heglen-Tur ehrerbietig.

Der Clanchef schmunzelte leicht. „Ich frage nicht nach deinem Schädel sondern nach dem, was du darin hast.“

Einige der Krieger lachten auf und Heglen-Tur errötete. Der Turiko begriff die Verlegenheit des Jungmannes und nickte freundlich. „Bevor du den Schädel eines Lebenden als Trophäe nimmst, musst du denen Ehre erweisen, deren Schädel wir einst lösten.“

Heglen-Tur begriff. „Die Tote Wache.“

„So kämpften Ross und Mann der Pferdemenchen, bis der letzte Schädel gelöst war“, zitierte der Turiko mit leiser Stimme. „Und sie gereichten dem Volk der Pferde zur Ehre und dem Volk des Sandes. So wird es besungen.“

„So wird es besungen“, echoten die Anwesenden.

Heldar-Turiko richtete Heglen-Tur an den Schultern auf. „Einen Zehntag wirst du der Wache des Pferdevolkes die Ehre erweisen. Einen Zehntag wirst du nichts essen und nur den Saft der Stachelpflanze zu dir nehmen. Einen Zehntag wirst du deine Kraft der Ehre der Toten widmen. Dann, Heglen-Tur, wirst du zu den Nagern zurückkehren. Dann, Heglen-Tur, wirst du die Krieger des Clans auf deinem ersten Streifzug begleiten. Und nun geh, Heglen-Tur und erfülle die Ehre. Mögen dir künftig reichlich Schädel beschieden sein. So sei es besungen.“

„So sei es besungen“, murmelten die Versammelten.

Heglen-Tur erhob sich unsicher. Es klang, als sei er nun entlassen und dies bestätigte sich, als der narbige Bimar-Turik ihn am Arm packte und aus dem Schädelhaus zog.

„Einen Zehntag, Heglen-Tur“, brummte der alte Krieger. „Und trödele nicht bei den Weibern herum. Du wirst sie früh genug besteigen können.“ Das Gesicht des Kriegers verzog sich auf grässliche Weise und Heglen-Tur begriff, dass der Turik lächelte. „Glaube mir, Heglen-Tur, du wirst bald merken, dass dies mehr Arbeit ist, als dir möglich erscheint. Und nun geh. Halte dich nicht an den Häusern auf. Was du brauchst, trägst du am Leibe. Hier, nimm dieses

Bündel. Auch das wirst du benötigen. Geh und erfülle die Ehre.“

Heglen-Tur nickte und nahm von dem alten Krieger ein fest geschlossenes Bündel entgegen, dann wandte sich um und sprang mit einem Satz vom Boden des Schädelhauses auf den Sand hinunter.

„Bist du verrückt“, schrie Bimar-Turik wütend auf. „Willst du einen Sandwurm herbeirufen?“

Heglen-Tur errötete schuldbewusst und bot kurz seinen Nacken dar. Der alte Krieger nahm die Entschuldigung mit einem verächtlichen Schnauben an und wandte sich wieder der Hütte zu. Der 15-jährige hingegen ärgerte sich über seine Unachtsamkeit und bemühte sich um so mehr, wieder den typischen Trab des Sandvolkes aufzunehmen, als er vom Schädelhaus zwischen den Kreisen der Pfahlzelte hindurch lief, um die Heimstatt zu verlassen.

Er bemerkte die neugierigen Blicke, die man ihm zuwarf, denn natürlich wusste jedes Mitglied des Clans, das der Jungmann auf dem Weg war, ein Krieger zu werden. So bemühte er sich um eine stolze Haltung, den gleichgültigen Blick des erfahrenen Kriegers, den nichts erschüttern konnte und den ungleichmäßigen Schritt des Sandvolkes.

Der schnelle Schritt führte ihn aus der Heimstatt und dem Ring der Pfähle mit den Wachplattformen, hinaus in die endlos erscheinende Weite der Wüste.

Jeder vom Sandvolk kannte die Wüste und zugleich gab es niemanden, der sie *wirklich* kannte. Die Wüste war in ständiger Bewegung, so wie auch der Wind in ständiger Bewegung war. Mal stärker, mal schwächer, mal in der einen, dann der anderen Richtung. Der Wind verfring sich in den hohen Sanddünen, ließ sie wandern, verschüttete bekanntes und deckte unbekanntes auf. Das Land war in Bewegung, so wie auch seine Bewohner in Bewegung waren.

Es war erst Mittag und die Sonne stand hoch am Himmel, während der Jungmann über den Sand trabte. Der rasche, gleitende Schritt des Trabs hatte zwei große Vorteile. Er brachte den Boden nicht zu sehr zum Schwingen und lockte daher keinen Sandwurm an und die Füße berührten den heißen Sand nur flüchtig, was bei der Tageshitze ebenfalls von Vorteil war. Frauen und Kinder hatten dickere Sohlen an ihrem Schuhwerk, aber für einen Jäger kam das nicht in Betracht. Die relativ dünnen Sohlen seiner Fußbekleidung erlaubten es ihm, ebenfalls Schwingungen zu spüren. Die Wüste ließ Sinne schärfen, die andere Völker längst verloren hatten.

Heglen-Turs Blicke schweiften rastlos über die Wüste, registrierten einige Stachelpflanzen, die kaum aus einer Sandverwehung auffragten und er achtete auf Bewegungen und Spuren im Sand, die nicht von Wind und Erosion hervorgerufen wurden. Nach einer Weile verspürte er Hunger und Durst, aber er verdrängte die Empfindungen, konzentrierte sich auf seinen Lauf.

Erst als der Durst übermächtig zu werden schien, hielt er kurz an, zog den wassergefüllten Darm eines Sandwühlers von seinem Rücken, öffnete ihn und trank einen Schluck. Sorgfältig verschnürte er den Wasserschlauch wieder, achtete darauf, dass keine Luft darin enthalten war, die das Wasser verräterisch schwappen und glucksen ließ, dann hing er ihn wieder auf den Rücken und verfiel erneut in seinen schnellen Trab.

Die Menschen des Sandvolkes waren ausdauernd und es fiel Heglen-Tur nicht schwer, den Lauf über viele Zehnteltage beizubehalten. Natürlich wurde er nach einer Weile etwas langsamer, aber er wusste, dass seine Kräfte reichten, schonte sich nur etwas, um genug Reserven für einen Kampf zu haben. Aber kein Fleckbeißer begegnete ihm, nur ein wildlebender Sandwühler, den er ignorierte, obwohl sein Magen Protest erhob.

Kurz vor Sonnenuntergang bemerkte er eine spiralförmige Bewegung im Sand und seine Erfahrung ließ ihn in Schritt verfallen, bis er in der Nähe der Bewegung stehen blieb. Der Sand bewegte sich noch immer, in winzigen, kreisförmigen Bewegungen. Bald würde die Sonne untergehen und wenn der Sand seine Tageshitze abgestrahlt hatte, würde es in der Wüste kalt werden. Sehr kalt. Die Zeit, an der bestimmte Wüstenbewohner den kühlen Schutz des Sandes verließen und an seine Oberfläche kamen.

Heglen-Tur wusste, dass die Bewegung von einem Sandstecher hervorgerufen wurde. Eigentlich war es zu früh für das Tier, an die Oberfläche zu kommen. Vielleicht hatte es die Vibrationen von Heglen-Turs Schritten gespürt und glaubte Beute in seiner Nähe. Sandstecher nahmen Tiere als Beute, die ungleich größer als sie selber waren. Die Natur hatte sie dazu mit einem sehr starken und schnell wirkenden Gift ausgestattet.

Sandstecher waren sechsbeinige Tiere mit einer durchscheinenden Haut, durch welche man die inneren Organe erkennen konnte. Ihr Hinterleib war nach oben gekrümmt und wies in Richtung zum Kopf einen tödlichen, gekrümmten Giftstachel auf. Das Sandvolk kannte die Gefahr durch die Sandstecher, dennoch gab es vor allem bei Kindern gelegentlich Todesopfer. Die giftigen Wesen waren ein wichtiger Rohstofflieferant für das Volk.

Der Jungmann nestelte ein kleines Behältnis von seinem Gürtel und öffnete den Verschluss, dann wartete er ab. Heglen-Tur verharrte reglos und sein Körper warf Schatten über die Stelle im Sand. Der darunter befindliche Sandstecher fühlte, wie der Boden abkühlte und so verließ er seine Deckung. Es reichte Heglen-Tur, den Ansatz des Stachels zu erkennen, mehr brauchte er nicht, um zu reagieren. Blitzschnell stieß seine Hand vor und zwei Finger packten den Sandstecher rechts und links des Stachels, bevor das Tier zustechen konnte. Heglen-Tur hatte es genau richtig greifen können und zog es aus dem Sand hervor, nahm den kleinen Behälter und drückte den Stachel des Sandstechers gegen die Öffnung. Der Sandstecher

zappelte mit seinen Beinen, krümmte seinen Leib und der Stachel schien nervös zu zucken. Milchige Tropfen erschienen und sickerten zäh in den kleinen Behälter.

Heglen-Tur drückte seine Finger behutsam rhythmisch zusammen, regte den Sandstecher an, auch den letzten Tropfen Gift in den Behälter abzusondern, dann setzte er das tödliche Tier wieder auf den Sand zurück. Während der Sandstecher sich hastig eingrub, verschloss der Jungmann den Behälter und schüttelte ihn sorgfältig. In der kleinen Röhre befanden sich noch mehr Gift anderer Sandstecher und dazu ein Extrakt aus dem Saft der Stachelpflanze. Beides mischte sich durch das Schütteln und sorgte so dafür, dass das Gift nicht aushärtete, sondern zäh blieb.

Heglen-Tur nickte zufrieden.

Notfalls konnte er die Stachelpfeile seines Pfeilrohres in den Extrakt tauchen. Es reichte, nur die Spitze zu benetzen und jeder Gegner, der von dem Stachel auch nur geritzt wurde, war des Todes gewiss. Aber das Volk setzte diese Pfeile nur gegen Fleckbeißer und Sandwürmer ein, es wäre unehrenhaft gewesen, einen zweibeinigen Gegner damit niederzustrecken. Einen Schädel zu nehmen, war nur ehrenvoll, wenn sein Träger auch um den Besitz kämpfen konnte.

Bevor es ganz dunkel wurde, suchte der Jungmann sich einen passenden Schlafplatz. Er prüfte die Windrichtung und wählte die dem Wind zugewandte Seite einer Düne, damit er im Schlaf nicht bedeckt werden konnte. Der Wind würde ihm, zumindest aus der Windrichtung, auch den Geruch eines Fleckbeißers zutragen und Heglen-Turs Sinne würden ihn rechtzeitig wecken. Er zog sein Messer aus der Scheide, steckte diese in den Boden und legte das Messer flach auf die Scheide. Auch die entfernten Vibrationen eines Sandwurms würden das Messer fallen lassen und ihn zuverlässiger wecken, als die Empfindung seines Körpers.

Schließlich trank er noch etwas Wasser, nahm den kostbaren Wasserbehälter in die Armbeuge und rollte sich zum Schlaf zusammen, um der Kälte der Nacht zu trotzen. Es würde kalt werden, sehr kalt. Schützte man das Wasser nicht mit der Wärme des eigenen Körpers, so konnte es gefrieren. Ein gebranntes Gefäß konnte dann leicht platzen, Heglens Wasserschlauch würde sich lediglich dehnen. Dennoch schützte er aus Gewohnheit das überlebenswichtige Nass.

Die Nacht verlief ungestört, nur einmal von einem fernen Bellen unterbrochen, das Heglen-Tur aus dem Schlaf schrecken ließ. Aber der Fleckbeißer war weit entfernt und so war der Jungmann wieder eingeschlafen. Früh am Morgen erhob er sich, steckte das Messer wieder ein und nahm zwei Schlucke aus dem Wasserschlauch, dann nahm er seinen Weg wieder auf. Am frühen Nachmittag erreichte er die Tote Wache und obwohl er sie schon oft gesehen

hatte, fühlte er wieder einen erregenden Schauer, als er die Reihen der toten Reiter vor sich sah. Heglen-Tur verfiel in langsamen Schritt und näherte sich den Toten andächtig. Aus der Ferne schienen die Toten noch immer auf geisterhafte Weise vom Leben erfüllt und Heglen-Tur konnte sich gut vorstellen, wie kraftvoll die Männer des Pferdevolkes einst auf ihren Pferden gewesen sein mussten und welchen guten Kampf sie geliefert hatten. Aber je näher er ihnen kam, desto deutlicher waren die Spuren des Verfalls.

Der 15-jährige rückte das Bündel zurecht, das Bimar-Turik ihm in der Heimstatt gegeben hatte. Es bestand aus vielen Pflanzenfasern, die Heglen-Tur helfen würden, der Toten Wache die Ehre zu erweisen. Knochen und Rüstungsteile von vielen Skeletten hatten sich gelöst und er würde sie neu binden müssen.

„So kämpften Ross und Mann der Pferdemenchen, bis der letzte Schädel gelöst war“, murmelte er andächtig. „Und sie gereichten dem Volk der Pferde zur Ehre und dem Volk des Sandes. So wird es besungen.“

Heglen-Tur nahm sich die Zeit, zwischen den Reihen der Toten entlang zu laufen und staunte wieder einmal, wie groß die Männer auf ihren Pferden gewesen sein mussten. Schließlich öffnete er das Bündel und begann systematisch, die schlimmsten Schäden zu beheben.

Ein Zehntag klang nach einer langen Zeit, aber Heglen-Tur wusste, dass sie rasch vergehen würde, denn es gab viel zu tun. Obwohl das Sandvolk die stützenden Pfähle fest gestellt und die Teile gut miteinander gebunden hatte, forderte der Wind seinen Tribut. Aber die Mächte des Schicksals hielten ihre schützenden Hände über die Ehre der Toten. Kein starker Sturm hatte sie je getroffen und ihre Gebeine über die Wüste verstreut. Wenn dies einmal geschah, so berichteten die Legenden des Sandvolkes, so würden die Toten der Pferdemenchen sich erheben und erneut den Kampf aufnehmen. Ein Gedanke, der jeden aufrechten Krieger mit Schrecken erfüllte, denn wie sollte man einen Toten bezwingen, dessen Schädel bereits genommen war? Aber es war wohl nur eine Legende, die entstanden war, damit die Turiks darauf achteten, dass den Toten die Ehre gewissenhaft erwiesen wurde. Heglen würde dies tun, wie die Tradition es verlangte.

Mit geübtem Blick und kundigen Händen widmete er sich seiner ehrenvollen Aufgabe, bis er unvermittelt aufschreckte. Er spürte eine leise Vibration im Boden und sofort schärften sich seine Sinne.

Behutsam ging er auf die Knie, legte das Ohr auf den Sand. Die Vibration war nun deutlicher, ein rhythmisches Pochen. Es klang fast wie das Graben eines Sandwurms und doch war es anders. Irritiert versuchte Heglen-Tur, das leise Schwingen zu deuten und dann wurde ihm bewusst, dass er die Schwingungen nicht nur im Boden erkennen, sondern auch mit den

Ohren deutlich über dem Boden wahrnehmen konnte. Über dem Boden.

Das war kein Sandwurm.

Heglen-Tur richtete sich auf, sah sich überrascht um und erkannte hinter einer Düne im Osten eine sich bewegende Staubfahne, die sich rasch näherte. Automatisch ergriff er die Reste des Bündels und rannte zu der Düne hinüber, die er überquert hatte, um die Tote Wache zu erreichen. Er lief im schnellen Trab und schob sich auf dem Bauch hinter den Kamm. Während er seine Augen gegen das grelle Sonnenlicht abschirmte, versuchte er zu erkennen, was die ungewöhnliche Staubfahne verursachte.

Das vibrieren und leise Poltern wurde zu einem harten Dröhnen, näherte sich rasend schnell und Heglen-Tur stieß unbewusst einen heiseren Schrei aus, als unvermittelt die Toten zum Leben erwachten.

Männer und Pferde füllten die Kuppe der gegenüberliegenden Düne.

Männer mit langen grünen Umhängen und grünen Rundschilden. Männer mit langen gelben Rosshaarschweiften an den Helmen und mit langen Lanzen in den Händen.

Männer wie Pferde verharrten reglos auf der Düne, starrten auf die Tote Wache hinab. Heglen-Tur krallte die Hände in den Sand, wandte den Kopf und blickte erneut hinüber. Aber seine Sinne täuschten ihn nicht.

Die Pferdemenchen kehrten in ihre alte Heimat zurück.

Es waren nicht so viele Reiter, wie die Tote Wache umfasste, aber die Reiter mit den grimmigen Gesichtern und den großen Pferden strahlten für den Jungmann eine unfassbare Gefahr aus. Fieberhaft überschlug Heglen-Tur die Anzahl der Feinde und kam auf Hundert Reiter und Pferde. Aber wer konnte wissen, wie viele von ihnen dahinter marschierten?

Heglen-Tur wurde plötzlich bewusst, welche Gefahr seinem Clan, allen Clans, drohen konnte. Er sah, wie die Männer ihre Pferde antrieben. Nein, diese Reiter kehrten nicht um, sie kamen in die Wüste hinein, trugen vielleicht die Rache einer vergangenen Schlacht in die alte Heimat.

Heglen-Tur warf einen letzten, kurzen Blick auf den Beritt der Pferd Lords, dann rutschte er die Düne hinunter und lief in schnellem Trab der Heimstatt entgegen. Es galt, eine Botschaft zu überbringen. Die Toten lebten.

Die Pferd Lords kehrten zurück.